

Was wir dazu sagen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift**

Band (Jahr): **130 (1964)**

Heft 10

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ausgehend von der Erkenntnis, daß Kriege aber durch den durchschnittlichen Leistungsstandard der regulären Fronttruppen entschieden werden, wird hier kritisch auf einige negative Punkte dieser Erscheinung hingewiesen. Solche Spezialtruppen, oft besonders attraktiv gemacht durch besondere Uniformen, Abzeichen, Soldzulagen, aber auch durch die Aussicht auf ungewöhnliche, wagemutige Einsätze, werden auf Kosten der übrigen Einheiten aufgestellt und bedeuten für diese darum einen Verlust an qualifizierten Kadern und Mannschaften. Da bei diesen Sondertruppen das Schwergewicht zumeist auf große Beweglichkeit gelegt wird, sind sie schlecht geeignet für längerdauernde heftige Kämpfe, wo sie durch den Mangel an schweren Mitteln den Frontbataillonen unterlegen sind. Daraus ergibt sich die Alternative, sie entweder ausschließlich für ihre Spezialeinsätze zu verwenden, was angesichts der hohen Kosten für Ausrüstung und Ausbildung unwirtschaftlich ist, oder aber diese ursprünglich kleinen, einfachen Einheiten auch mit schweren Waffen und dem für anhaltende Kämpfe notwendigen rückwärtigen Apparat zu

versehen. Dadurch aber gehen Einfachheit und Beweglichkeit wieder weitgehend verloren, und bald unterscheiden sich die Spezialtruppen nur noch durch ihre Abzeichen von den regulären Einheiten. Die amerikanischen «Rangers» und «Raiders», die britischen «Commandos» und «Chindits» haben sich in dieser Richtung entwickelt.

Der Verfasser bestreitet weder die vielen Verdienste, welche sich diese Truppen auf den verschiedensten Schlachtfeldern erworben haben, noch die wertvollen Anregungen, die sich aus ihren neuartigen Ausbildungsmethoden ergeben haben, gibt aber der Meinung Ausdruck, daß der Aufwand bei der Aufstellung solcher Spezialeinheiten angesichts ihrer Schwächen zu groß ist. Gut ausgebildete, reguläre Truppenkörper könnten, vorausgesetzt, daß man ihnen die nötige Ausrüstung und möglicherweise ein kurzes Spezialtraining gebe, dem größten Teil dieser besonderen Anforderungen auf billigere Weise ebenso erfolgreich gerecht werden, wofür als Beispiel Rommels Afrikakorps angeführt wird.

PL

WAS WIR DAZU SAGEN

Einige Gedanken zu Rolf Biglers Buch «Der einsame Soldat»

Von Oberst i. Gst. Hans Roschmann, Mannheim-Seckenheim

Den verschiedenen Besprechungen des außerordentlich beachtenswerten Buches¹ – vergleiche auch W. Ritter von Schramm, «Der Soldat und die Gesellschaft», in: «Wehrkunde», Heft 3/64, und Oberst a. D. Adolf Reinickes Bemerkungen hierzu in «Wehrkunde», Heft 4/64 – ist meines Erachtens von deutscher Seite noch einiges hinzuzufügen. Insbesondere scheint es erforderlich, das Verhalten des deutschen und deutschösterreichischen Offiziers und Soldaten des ersten und zweiten Weltkrieges ins richtige Licht zu rücken. Der Verfasser hat zwar mit beachtlicher Objektivität versucht, den Hintergründen der preußisch-deutschen Heeresgeschichte und dem deutschen militärischen Erziehungssystem vor dem ersten und zweiten Weltkrieg nachzugehen, und hat hier zweifellos alle ihm zugänglichen Quellen zu Rate gezogen. Doch mußten ihm wohl zwangsläufig manche Unterlagen verschlossen bleiben; dies trifft vor allem für den zweiten Weltkrieg zu. Hier fehlt auch dem deutschen Betrachter, soweit er nicht selbst Kriegsteilnehmer war, fast jegliche Möglichkeit zu einer sachlichen und vergleichenden Untersuchung, da es bis jetzt mit Ausnahme zahlreicher Erinnerungsbücher deutscher militärischer Führer sowie einzelner Divisionen und Verbände keine umfassende amtliche Bearbeitung des zweiten Weltkrieges von deutscher Seite, insbesondere zur soziologischen Situation, gibt.

So wird der Verfasser den Leistungen der deutschen Soldaten und ihrer Einstellung zu ihren Führern schon für den ersten Weltkrieg sicher nicht voll gerecht, wenn er hierzu schreibt: «Wie dem Leithammel die Herde folgten die Soldaten dem Offizier, aus Gewohnheit, befehlsgemäß, selbst unter stärkstem Feindfeuer. Das System klappte einigermmaßen, sofern klar und laut befohlen wurde und diese Befehle von den Kämpfenden sofort verstanden wurden.» Er fährt dann fort: «Vom selben Tod bedroht, im Schmutz des Schützengrabens nebeneinander leidend

und blutend, kamen sich Offiziere und Soldaten nicht wirklich näher, so fest waren sie eingewoben in dieses Befehls-Gehorsam-System. Sie hielten im fürchterlichen Stahlgewitter aus und taten ihre Pflicht, gehorchend und befehlend und gehorchend, taten genau, was von ihnen verlangt worden war im Namen des Vaterlandes, aber sie blieben durch die mächtigen Schranken der Vorschriften voneinander getrennt» (S. 202/03).

Es scheint, als ob es sich der Verfasser hier doch etwas zu leicht gemacht hat, indem er das auch von der Feindseite anerkannte Verhalten des deutschen Frontsoldaten des ersten Weltkrieges nur auf die vereinfachende Formel «Befehl-Gehorsam» brachte.

Sind Leistungen, wie sie damals im Osten oder Westen, am Isonzo, in Ostafrika, auf den U-Booten und kleinen Kreuzern auf hoher See oder wo auch immer vollbracht wurden, wirklich nur aus der Gehorsamspflicht allein zu erklären? Hatten nicht erfolgreiche deutsche Heerführer des zweiten Weltkrieges, wie Manstein, Rommel und Dietl, bereits im ersten Weltkrieg – damals als junge Kompagnieführer – Soldaten unter sich, die ihnen unter Inkaufnahme größter Strapazen sicherlich nicht aus Angst vor Strafe folgten, sondern weil sie in diesen jungen Offizieren wirkliche Vorbilder sahen, leuchtende Beispiele an Tapferkeit, Ausdauer, Verantwortungsbewußtsein, Selbstvertrauen und Entschlußkraft, voll steter Fürsorge für ihre Untergebenen!

Man könnte dies mit einer Unzahl von Originalschilderungen und kriegsgeschichtlichen Unterlagen beweisen; nur einige wenige Zitate mögen dies erläutern:

Aus dem Reichsarchivband von Werner Beumelburg über Douaumont 1916: «... Vielfach durcheinandergeraten, einem wahn-sinnigen Feuer ausgesetzt, notdürftig nach rechts und links Anschluß haltend und doch immer wieder angreifend, wo auch nur die Zusammenfassung eines winzig kleinen Häufleins unter einem energischen Führer gelang, klebten und kletterten alle Kompagnien der Division (s. preußische) in vorderer Linie oder in den Bereitschaftsstellen und verbluteten...»

Zu den Isonzoschlachten 1917 aus dem Reichsarchiv (geschrieben von General der Artillerie Krafft von Dellmensingen, dem einstigen Generalstabschef der 14. Armee): «Die Schlacht des Oktober

¹ Vergleiche Buchbesprechung in ASMZ Nr. 6/1963, S. 349.

und November 1917 am Isonzo und in der friaulischen Ebene zeigt, welch unvergleichliche Kraft in den beiden Heeren steckte und welch unbegrenzter Leistungen Führer und Völker, zumal die deutscher Zunge, fähig waren, wenn ihnen die rechten Ziele gezeigt wurden.»

T. E. Lawrence im Buch *«Die sieben Säulen der Weisheit»*: «Eine Ausnahme allein machten die Deutschen, und hier zum erstenmal wurde ich stolz auf den Feind, der meine Brüder getötet hatte. Sie waren 2000 Meilen von ihrer Heimat entfernt, ohne Hoffnung in fremdem, unbekanntem Land, in einer Lage, verzweifelt genug, auch die stärksten Nerven zu brechen. Dennoch hielten ihre Trupps fest zusammen, geordnet in Reih und Glied, und steuerten durch das wirr wogende Meer von Türken und Arabern wie Panzerschiffe, schweigsam und erhobenen Hauptes. Wurden sie angegriffen, so machten sie halt, gingen in Gefechtsstellung und gaben wohlgezieltes Feuer. Da war keine Hast, kein Geschrei, keine Unsicherheit. Prachtvoll waren sie.»

Und schließlich Hermann Stegemann in der *«Geschichte des Krieges»* (4. Band, S. 537, bei der Schilderung der Schlacht zwischen Scarpe und Oise, März 1918): «Stoßend, schlagend, mit dem Maschinengewehr, dem Infanteriegeschütz, der Handgranate kämpfend, brechen sich die deutschen Sturmdivisionen Bahn... Was fällt, fällt mit dem Gesicht nach vorne. ... Aber es ist nicht mehr wie einst, nicht mehr der frohe, von heller Begeisterung zeugende Rausch, der die alte, im Frieden herangewachsene Armee beseelt hatte, sondern die Entfesselung der in 3 Jahren entarteten Stellungskrieges gesammelten Wut, die dieses im Kriege entstandene Heer, diese gehärteten, durch Entbehrungen geprüften Männer, diese entkräfteten, darben aufgeschossenen Jünglinge ins Feuer treibt. Es ist das letzte große Opfer auf dem erkaltenden Altar des Vaterlandes.»

Die vorstehenden Zitate geben doch ein ganz anderes Bild des Verhaltens des deutschen Frontsoldaten des ersten Weltkrieges!

Wie schon anfangs erwähnt, ist es zweifellos für einen Nichtkombattanten besonders schwer, sich darüber klar zu werden, wie der deutsche Soldat im zweiten Weltkrieg, insbesondere gegen Ende, dachte und handelte. Aus Büchern wie *«08/15»* und Plieders *«Stalingrad»* tritt uns jedenfalls *nicht das wahre Gesicht des Kämpfers im Osten* entgegen! Sicherlich gab es keinesfalls mehr eine Begeisterung, wie sie die Berichte zu Beginn des ersten Weltkrieges schildern! Aber die Mehrheit der deutschen Soldaten hielt, auch als die Waagschale sich eindeutig gegen die Deutschen neigte und deren Verbündete nach und nach abfielen, im Verband ihrer Einheit, ihres «Haufens», stand, voran nicht zuletzt die alten «Obergefreiten», von denen wohl die wenigsten begeisterte Soldaten Hitlers waren. Zwei Stellen aus dem Buch eines unfreiwilligen Kriegsteilnehmers, eines Dorfpastors aus dem Braunschweigischen, mögen die Stimmung und Haltung des einfachen «Landsers» wiedergeben:

«... Wir hingen mit herzlicher Zuneigung an dem dicken Oberleutnant. Er war wie ein Vater zu uns. Es gab bei uns keinen Haß gegen die Offiziere. Es ging ihnen genau so dreckig wie uns...»

«... Wir saßen wie die Maus in der Falle. Wir wußten dies zwar noch nicht, als wir jetzt auf die Straße hinauselten, aber wir ahnten es. Überall sammelten sich kleine Trupps. Wir scharten uns um unseren Alten. Es durfte keine Zeit verloren werden. Jeder Einsichtige erkannte, daß wir den Ort auf Gedeih und Verderb bis zum Dunkelwerden halten mußten...»

Das sind Schilderungen vom Januar 1943, als Stalingrad bereits verloren war.

Der Verfasser hat zwar zutreffend erkannt, daß der Einbau des

Begriffs «Kameradschaft» in die Berufspflichten des deutschen Soldaten 1934 einen sehr wichtigen und positiven Faktor darstellte. Aber man vermißt in seinen Betrachtungen die Beurteilung des meines Erachtens entscheidendsten Punktes, nämlich das Vorbild des Vorgesetzten, sei er Offizier oder Unteroffizier! Allein dieses hielt doch in erster Linie eine Einheit in kritischen und oft hoffnungslos scheinenden Lagen zusammen. Dies hatte übrigens schon vor dem deutsch-dänischen Krieg 1864 Prinz Friedrich Karl von Preußen klar erkannt. Dieser, einer der bedeutendsten soldatischen Erzieher der preußischen Armee, hatte seine Untergebenen stets gelehrt, daß *im Kriege wichtiger als Gehorsam, Mut und Verantwortungsfreudigkeit das persönliche Beispiel des Vorgesetzten* sei.

In diesem Zusammenhang darf auf die Reihe «Im Blick zurück» des Vowinkel-Verlages, Neckargemünd, verwiesen werden, in der unter anderem unter dem Titel «Der innere Befehl» das Erleben des Krieges durch einen jungen Kompagniechef und Generalstabsoffizier mit allen Zweifeln und Nöten geschildert wird.

Schließlich scheint es – bei aller Würdigung der sehr interessanten und mutigen Untersuchungen des amerikanischen Obersten (jetzt Generals a. D.) Marshall – doch nicht ganz richtig zu sein, die Ergebnisse dieser Untersuchungen als für alle Armeen gleich gültige Tatsachen hinzustellen. Die Armee der USA kann auf Grund der völlig anders gearteten Erziehung und Lebensauffassung der Amerikaner nicht ohne weiteres mit anderen, vor allem europäischen Armeen verglichen werden. Daß etwa bei einer Kampfeinheit des deutschen Heeres im Osten nur etwa 15 bis 25 % der Waffenträger im Lauf eines Gefechts von der Feuerwaffe Gebrauch machten, wie Oberst Marshall dies als Norm für US-Einheiten feststellt, ist völlig undenkbar. Dann wäre kein deutscher Soldat je bis zum Kaukasus und bis nach Stalingrad gekommen.

Auch in einer «gut integrierten Gruppe», deren Bedeutung und Ausstrahlungseffekte der Verfasser zweifellos klar erkannt hat, wird nicht nur die Pflicht zum Gehorsam, um die keine Armee in der Welt herumkommt, sondern auch stets das Beispiel des Führers, sei er Offizier oder Unteroffizier, entscheidend sein, gerade im Zeitalter des atomaren Krieges.

Zum Abschluß, mit freundlicher Genehmigung des Verfassers, noch einige Zitate aus dem Buch *«Die unsichtbare Flagge»*, mit dem ein deutscher Chirurg, der während des zweiten Weltkrieges im Osten als Sanitätsoffizier eingesetzt war, den Leistungen der deutschen Soldaten, insbesondere des Sanitätsdienstes, unter dem Pseudonym Peter Bamm ein bleibendes Denkmal gesetzt hat:

«... Der Frühling (1942) brach zeitig herein. Die Truppe hatte mit einer bemerkenswerten Kraftanstrengung die Schwierigkeiten des Winters überwunden. Die Soldaten in der Kampflinie waren bis zur Grenze ihrer biologischen Leistungsfähigkeit in Anspruch genommen worden. Sie hatten es durchgestanden. Sie hatten sich einem schweren Rückschlag gewachsen gezeigt. Wir hörten in unserem Operationsaal unzählige Flüche; Klagen hörten wir nicht. Die psychologische Situation war sehr merkwürdig. Die Truppe war seit Jahren durch Siege verwöhnt. Der Rückschlag – das war für die Soldaten klar – war auf Fehler der Führung zurückzuführen. Die Reaktion darauf aber war eher positiv. In der einfachen Sprache des Soldaten hieß das etwa: ‚Na ja, die da oben machen schließlich auch mal Dummheiten. Das müssen wir jetzt eben ausbaden.‘ Es war eine Art von Fairneß einer Führung gegenüber, über die der Soldat sich bisher nicht beklagen konnte. ...»

... Der Kern der moralischen Widerstandskraft des deutschen Soldaten im Osten im vierten Jahre des Krieges war die Einsicht, daß er in eine Lage hineinmanövriert worden war, in der er nunmehr sein eigenes Land gegen die Rote Armee verteidigte. Hätte er dabei das Gefühl gehabt, richtig geführt zu werden, er wäre nicht so leicht zu erschöpfen gewesen. ...»

Sind die Ausbildungsmethoden in den Rekrutenschulen zeitgemäß?

Unter diesem Titel hat Herr Lt. K. Wespi in der Julinumnummer der ASMZ einen Artikel veröffentlicht, der die heutigen Ausbildungsmethoden in den Rekrutenschulen kritisiert.

Ich möchte voranstellen, daß ich mit ihm insofern einiggehe, als in einer Rekrutenschule oft viel Zeit verschwendet wird; ich vertrete aber die Ansicht, daß dieser Zustand meistens von der Interesselosigkeit (in vereinzelt Fällen vielleicht auch der Unfähigkeit) der militärischen Vorgesetzten herkommt, keineswegs aber «von oben» gewollt ist. Es gibt meines Wissens kein militärisches Reglement, das für die geschilderte Situation verantwortlich gemacht werden könnte, und auch die heutigen, meist sehr guten Kaderschulen treten dem «Leerlauf» entschieden entgegen.

Zum Thema Leistungsprinzip ist folgendes zu sagen: Wettbewerbe können zweifellos in vielen Disziplinen die Leistung entscheidend fördern. Die angeregten Leistungsklassen vermöchten vielleicht Spitzensportler heranzubilden; ein Zug, der im Krieg als geschlossener Verband kämpfen soll, wird daraus aber nie hervorgehen. Auch schadet es gar nichts, wenn im gleichen Zug schwächere und stärkere Elemente vereint sind; der Schwächere hat im Starken ein Vorbild, und dieser wiederum wird sich seiner Verantwortung dem Schwachen gegenüber bewußt. Und wo manifestiert sich diese Verantwortung schöner als in der gegenseitigen Kameradschaft? In einem System, wie Herr Lt. Wespi es anregt, ist dafür jedoch keine Gelegenheit geboten.

Auch die erwähnten «Aufstiegsmöglichkeiten» für gute Rekruten möchte ich ablehnen. Man überlege sich, was für ein Neid und was für ein ständiges Hin- und Herpendeln von einem Gruppenführer zum andern daraus entstehen würde. Und noch eine Frage: Wer möchte den schlechtesten – oder gar den aus lauter Antimilitaristen zusammengesetzten Zug führen? Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß der dazu Auserkorene nicht mit großer Begeisterung an seine Arbeit ginge, und so wären die anfänglich Schlechten nach der Rekrutenschule immer noch ungenügend, und die Antimilitaristen würden ihre Ansicht auch kaum geändert haben.

Auch eine Einteilung nach Berufsgruppen würde keine Vorteile bieten. Ich habe während des Abverdienen einen Zug geführt, der zu etwa 90% aus Mechanikern bestand, aber die Probleme waren mehr oder weniger die gleichen, wie sie auch meine Kameraden bei gemischten Zügen hatten. Auch wenn man, wie es vorgeschlagen wurde, alle Leute der gleichen Berufsgruppe zusammennähme, so wäre noch lange nicht gesagt, daß die Glieder einer so gebildeten Gruppe intellektuell und temperamentsmäßig auch wirklich auf dem gleichen Niveau stünden. Der Mensch ist ein zu kompliziertes Gebilde, als daß er sich nach einem äußern Merkmal in eine bestimmte Gruppe einordnen ließe. Außerdem charakterisiert sich der gute Führer ja gerade dadurch, daß er eine noch so zusammengewürfelte Gruppe von Leuten zu einem einsatzfähigen Verband zusammenschmiedet imstande ist.

Nun zum zweiten Punkt, der «Erscheinung des zu jungen Leutnants». Von einer «Zumutung», einen Rekruten einem nur

zwei Jahre älteren Leutnant zu unterstellen, kann nicht die Rede sein. Übrigens würde diese Kritik ebensowohl die Unteroffiziere betreffen, denn auch sie haben in ihrer neuen Funktion noch keine Erfahrung, und der Altersunterschied zwischen ihnen und den Rekruten ist noch kleiner. Müßte ein Leutnant vor dem Abverdienen – wie es angeregt wurde – in einigen Wiederholungskursen Dienst leisten, so würde sein junges Alter noch viel mehr auffallen, weil er dort wahrscheinlich sogar der jüngste Mann des ganzen Zuges wäre. Auch ist vernünftigerweise nicht einzusehen, warum der «Schaden», der durch die jungen Zugführer angerichtet werden soll, im Wiederholungskurs unbedeutender wäre als in einer Rekrutenschule. Die ganze Sache hat übrigens noch einen andern Aspekt: Wäre man gezwungen, mit dem Abverdienen zuzuwarten, bis man das 25. Altersjahr erreicht hätte, so ergäben sich für das berufliche Leben sehr ernste Konsequenzen. Es ist nicht jedermann möglich, seine berufliche Arbeit in diesem Zeitpunkt mehrere Monate zu unterbrechen, ganz abgesehen von Leuten, die im Ausland tätig oder bereits verheiratet sind.

Wir dürfen nicht glauben, daß die sogenannte natürliche Autorität jedem auf den 25. Geburtstag geschenkt werde. Deshalb ist es meines Erachtens fragwürdig, für das Abverdienen ein Mindestalter festzusetzen, und ich möchte die bestehende Regelung, die eine bestandene Offizierschule als einzige Bedingung hat, als die einzig gerechte bezeichnen.

Meine Ausführungen ließen vielleicht den Eindruck aufkommen, ich sei sämtlichen Vorschlägen von Herrn Lt. Wespi gegenüber gegnerisch eingestellt. Ich möchte aber betonen, daß ich diejenigen Anregungen, die darauf hinzielen, dem militärischen Führer (und in gewissen Fällen auch dem Rekruten) in der Arbeit mehr Spielraum für seine Initiative zu lassen, unterstütze. Das Ziel soll vorgeschrieben werden, nicht aber der Weg bis ins letzte Detail. So erhält der Führer die Möglichkeit, den Unterricht abwechslungsreich und individuell zu gestalten und dadurch das Interesse seiner Untergebenen zu wecken.

Es stimmt leider, daß in unserer Ausbildung mitunter das Wesentliche zugunsten des Unwesentlichen vernachlässigt wird. Dies ist aber eine Angelegenheit des zuständigen Schulkommandanten, der die Aufgabe hat, die richtigen Akzente zu setzen. Schließlich handelt ein Zugführer im Sinne seines Kommandanten. Er muß dies tun, ob er will oder nicht, und auch ein «Gut-auftreten-Können den Vorgesetzten gegenüber» hilft ihm in diesem Fall wenig. Mit den von Herrn Lt. Wespi vorgeschlagenen Änderungen kann diesem Übel also nicht begegnet werden. Es ist zu wünschen, daß den wesentlichen Punkten unserer Ausbildung mehr Gewicht gegeben wird und daß der Rekrut dadurch das Ziel, das er erreichen soll, deutlicher vor Augen sieht.

Lt. Willy Forster

Man kommt in Angelegenheiten, die sich vor der Öffentlichkeit abspielen, mit Aufrichtigkeit viel besser vorwärts als mit schlecht begründeter Heimlichkeit, denn dadurch wird auch in den unschuldigsten Angelegenheiten ein gewisses Mißtrauen hervorgerufen.

Prinz Eugen von Savoyen